

Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Ehonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brunn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 9.

September 1914.

XVII. Jahrg.

Der Heilige Vater †.



Die Katholiken der ganzen Welt erschreckt eine bittere Trauerkunde: Der Heilige Vater ist gestorben! Mitten in einer drangvollen Periode, wo über die Länder Europas ein gewaltiger Kriegssturm dahinbraust, wo Volk sich erhebt wider Volk und Reich wider Reich, wird der gesamte katholische Erdkreis vom schwersten Schlage getroffen, vom Tode des hl. Vaters, des innigstgeliebten Papstes Pius X. Diese Kunde wirkt umso niederschmetternder, als man allgemein in ihm, dem greisen Friedensfürsten im Vatikan, noch die letzte trostreiche Aussicht für eine baldige Beendigung des drohenden Schlachtens unter den Völkern erblickte. Doch die Ratschlüsse der Vorsehung sind unerforschlich, und so nimmt die soviel geprüfte Christenheit in tiefste Trauer versenkt, voll Ergebung auch diesen so unerwarteten schweren Schlag aus der Hand der göttlichen Vorsehung entgegen. — An der Bahre des großen Papstes legen auch wir Missionäre den Tribut der Bewunderung und kindlichen Liebe nieder und vereinigen mit den ungezählten Gebeten, die allerorts für das Seelenheil des teuren Toten zum Himmel emporsteigen, auch unser Gebet. Unser heiliger Vater Pius X. ruhe in Frieden!

Die Anfänge der neu eröffneten Station Dilling unter den Nubanern.

Von Hochw. P. Daniel Kauczor F. S. C.

Bereits im Februarhefte I. J. brachten wir einen längeren Bericht unseres hochwürdigsten Bischofs Mgr. Geyer über die Gründung der Station Dilling unter den Nubanern, jenem Stamme, unter dem einst vor dem Mahdi-Aufstande ein Pater Ohrwalder und so manche andere verdienstvolle Männer so segensreich gewirkt haben, bis der unselige mohammedanische Fanatismus die junge Pflanzung sozusagen vollständig vernichtete.

Nachdem nunmehr bereits über 7 Monate seit der Wiedereröffnung der Station verfloßen sind und somit gewiß hinlänglich Gelegenheit vorhanden war, die Bevölkerung des Dorfes sowohl wie auch dessen engeren und weiteren Umkreises näher kennen zu lernen in ihrem Benehmen und ihrem ganzen Gebahren, namentlich aber in ihrem Verhältnisse der Mission gegenüber, möge es uns gestattet sein, im „Stern“ den Bericht eines Missionärs wiederzugeben, der seit der Wiederinangriffnahme dieser Mission, also seit Dezember 1913, dortselbst tätig war:

„Als wir, Br. Huber und ich, am 13. Dezember in Dilling ankamen, herrschte auf dem Platze, auf dem sich die Missionsstation erheben sollte, ein recht reges Leben. Dicht an einer Felswand des Berges, an dessen Fuße man die Station zu errichten beabsichtigte, stand das grüne Zelt unseres hochwürdigsten Bischofs, und eine viellköpfige Menge, bestehend aus Männern, Weibern und Kindern, lagerte im Halbkreise um dasselbe. Etwas abseits davon arbeiteten einige 30 Burschen unter der Leitung des hochw. Pater Mohr am Bau der für das Missionspersonal bestimmten Hütten. Die einen gruben den

Boden auf, andere gossen reichlich Wasser auf die umgegrabene Erde und stampften sie zu einer lehmartigen Masse, wieder andere kneteten daraus Klumpen, welche sie sodann den am eigentlichen Hüttenbau Beschäftigten reichten, die daraus die kreisrunden Hüttenmauern aufführten. Von Zeit zu Zeit kam im Gänsemarsch eine Anzahl Weiber, die von dem 20 Minuten entfernten Brunnen das Wasser in irdenen Krügen auf dem Kopfe herbeischleppten.

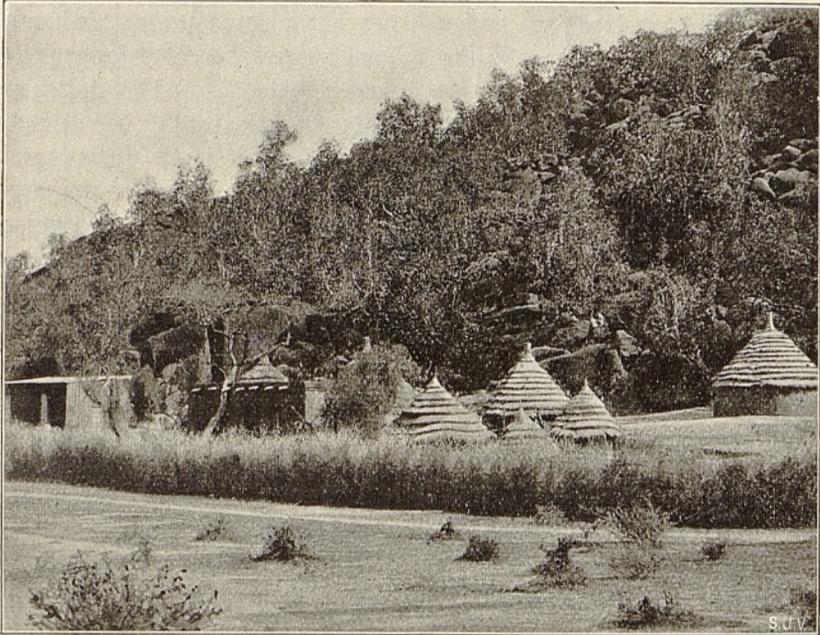
Von der ehemaligen Station, die bis zu ihrer Vernichtung durch die wilden Horden des Mahdi im Jahre 1882 hier gestanden hatte, sind nur noch einige spärliche Überreste geblieben. Vom Missionskirchlein sieht noch ein Teil der Mauern, während vereinzelt Erdhaufen darauf schließen lassen, daß an den betreffenden Stellen sich Hütten befanden. Die Niederlassung mußte ehemals im Halbkreise von einer stattlichen Reihe schattenspendender Bäume umgeben gewesen sein; denn auch heute noch stehen dort deren mehr als ein Duzend.

Während der ganzen Zeit, welche der Bau unserer Wohnungen in Anspruch nahm, hatte uns die Regierung zwei Hütten zur Verfügung gestellt. In denselben feierten wir das heilige Christfest und begrüßten wir den Beginn des neuen Jahres, bis wir schließlich am 21. Jänner unsere eigenen fünf Wohnungen beziehen konnten. Nachdem wir nun einmal einige Hütten unser eigen nennen konnten, begannen wir mit der Herstellung von Ziegeln; und Br. Huber führte zwei nette Häuschen auf, von denen das eine als Kirche, das andere aber als Magazin und Küche dient. (Siehe Bild auf Seite 195.)

Nunmehr war die dringendste Arbeit getan und wir konnten uns voll und ganz der Bevölkerung widmen. Da galt es nun vor allem, deren Gesinnung uns gegenüber gründlich kennen zu lernen. Zum Teil konnten wir das schon während der verschiedenen Bauarbeiten; hatten wir dabei doch reichlich Gelegenheit, mit den

die uns aber meistens erst, wenn die Sonne bereits hoch stand, mit ihrem Besuch beehrten, wobei sie sich dann regelmäßig auf den Steinen oder auf dem von uns mitgebrachten Zinkblech zu sonnen pflegten.

Schon damals, aber auch später noch konnten wir uns zur Genüge überzeugen,



Station Dilling von Norden.

Leuten in Berührung zu kommen. Aus jedem der fünf Nachbardörfer erschienen zahlreiche Eingeborene, zumeist Frauen, um sich zur Arbeit zu melden, und da wir unsere Arbeiter jede Woche wechselten, konnten so ziemlich die meisten der Arbeitslustigen aufgenommen werden, so daß wir infolgedessen binnen kurzer Zeit mit einem sehr großen Teil der Bevölkerung Bekanntschaft machen konnten. Überdies gab es zu jeder Stunde des Tages Besucher, Zuschauer und Müßiggänger in Menge. Namentlich erschien auch jeden Tag eine stattliche Anzahl von Greisen,

daß bei diesem Stamme der Nubaner von einer Abneigung oder einem Mißtrauen uns gegenüber absolut keine Rede sein konnte; im Gegenteil, wir erkannten es von Tag zu Tag mehr und die Leute gestanden es auch ganz unumwunden, daß sie uns als alte Freunde und Landsleute betrachten, da wir ja Verwandte oder gar Nachkommen jener Missionäre seien, die mit ihnen ein einzig Volk gebildet und das gleiche Schicksal geteilt hätten. Wie oft haben sie es uns nicht schon erzählt und werden nicht müde, es uns immer wieder zu erzählen: „Wir mußten damals fliehen

und ebenso auch ihr; wir sind wieder zurückgekehrt und nun kommt auch ihr wieder; darum — und das ist dann meist die praktische Schlussfolgerung, die sie aus dieser Tatsache ziehen — geziemt es sich, daß ihr einen Ochsen schlachtet, damit wir das Wiedersehen würdig feiern können". Namentlich sind es die Alten, die, weil sie die ehemalige Mission gekannt haben, darum auch viel davon zu erzählen wissen. Sie kennen jeden der damaligen Missionäre beim Namen und berichten uns immer wieder von der aufrichtigen und innigen Freundschaft und dem guten Einvernehmen, das stets zwischen ihnen und der Mission geherrscht habe und das nun auch uns gegenüber bestehen solle. Ein jeder dieser alten Rubaner, der da zum erstenmal zu uns auf Besuch kam, begann mit unfehlbarer Gewißheit sicherlich damit, daß er uns die Namen der Glaubensboten aufzählte und irgendeine Erinnerung aus jener Zeit zum besten gab. Besonders gut ist ihnen noch ein großer Kasten, der sich in der Kirche befand, in Erinnerung. Ein Abuna (Priester) setzte sich daran, trommelte oben mit den Fingern, während er gleichzeitig unten mit den Füßen trat, wobei dann der Kasten zu jingen anfang.

Mit lebhaftem Interesse pflegten sie sich nach den früheren Missionären zu erkundigen, wo sie jetzt wären, ob sie überhaupt noch lebten u. dgl., und sie bedauerten es sehr, daß die Betreffenden nicht mehr zu ihnen kämen. Gleichsam um uns zu trösten über das harte Los, das die Mission unter den Mahdisten traf, schildern sie meist auch ihr eigenes Schicksal, das ihnen von den Fanatikern bereitet wurde und das ebenfalls kein beneidenswertes gewesen war.

Es sei mir gestattet, hier einen kurzen geschichtlichen Überblick einzuflechten über die Ereignisse, wie sie nach der Gefangen-

nahme der Missionäre im Jahre 1882 bis zur Niederwerfung der Mahdisten (1898) über unsere Regier hier in Dilling hereinbrachen. Nach Wegführung der Missionäre blieb Mat Dmar, der Anführer einer Mahdisten-Truppe, noch einige Zeit in Dilling, um die vermeintlichen Schätze auf dem Missionsgrunde zu heheben und um von den Rubanern all die Geschenke wieder abzufordern, welche sie von den Missionären vor deren Gefangennehmung erhalten hatten. Da es dabei jedoch zu Streitigkeiten kam, tat sich der gesamte Stamm zusammen; es kam zum Kampfe, Dmar zog den kürzeren und er mußte mit seinen Leuten fliehen. Nun hatten sie zwei Jahre Ruhe; da kam gegen Ende des Jahres 1884 Scherif Mahmud mit einer großen Anzahl Bewaffneter, alle hoch zu Ross, und nahm ihnen sämtliche Gewehre und alle Munition weg. Im übrigen tat er ihnen nichts zuleide, sondern suchte sie vielmehr durch Güte für den Islam und den Mahdi zu gewinnen, weshalb er ihnen auch eine kleine türkische Moschee erbauen ließ. Als Mahmud schon im folgenden Jahre nach Omburman abberufen wurde, verbrannte das Volk die Moschee und verlebte nun mehrere friedliche Jahre unter seiner patriarchalischen, althergebrachten Regierungsform. In dieser Zeit hatten sie sich teils durch Raub, teils durch Kauf in den Besitz einer beträchtlichen Anzahl von Gewehren zu setzen gewußt, die ihnen namentlich 1889, als eine starke Abtheilung von Mahdisten gegen Dilling heranzog, vortreffliche Dienste leisteten. Leider war die feindliche Übermacht zu groß und die Rubaner mußten in die Berge fliehen, wo sie nun ein volles Jahr in Verbannung und beständiger Gefahr verlebten. Am schlimmsten aber scheint unseren Regern unter allen Überfällen jener des Mahmud Ahmed vom Jahre 1892 mitgespielt zu

haben, der für sie eine vollständige Niederlage bedeutete und ihnen einen solchen Schreck einjagte, daß bis zur Schlacht bei Omdurman, in der die Mahdisten von der anglo-ägyptischen Armee endgültig geschlagen wurden, niemand es wagte, in sein Dorf zurückzukehren. Jetzt erst, da sie wußten, daß ihr grimmigster Feind vernichtet war, hatten sie den Mut, wieder ihre verlassene Heimat aufzusuchen.

Nach dieser kurzen Abschweifung will ich in meinem Bericht weiterfahren. Wir standen also mit den Negern schon eigentlich vom ersten Tage unserer Ankunft da- hier in beständiger Berührung und in in- nigem Kontakte. Mitunter machten auch wir selbst den einzelnen Dörfern einen Besuch, und da berührte es uns nun un- gemein angenehm, daß man uns überall in wirklich freundlicher und wohlwollender Weise begrüßte; besonders aber rief es bei den Negern eine ungeheure Freude wach, wenn man ihnen in ihrer eigenen Muttersprache eine treffende Antwort zu geben vermochte; meist hieß es dann: „Nun bist du einer aus uns, bist ein Dillinger ge- worden“.

Da also die Gesinnung des Volkes uns gegenüber die denkbar günstigste war, teilten wir zwei Patres uns in die Arbeit. Die Alten scharte Pater Mohr um sich, während die Ob- sorge für die Jüngeren mir zufiel. Tag für Tag sah man diese älteren Nubaner in beträchtlicher Anzahl bei ihm im Zimmer oder rings um ihn herum auf einem breiten Felsen oder auch draußen in einem der Dörfer im so- genannten Ratshause (siehe Bild auf S. 201), einer Strohhütte, die nur aus einem von Pfählen gestützten Dache besteht und tags- über den Alten zum geselligen Verkehre, des Nachts aber den jungen Burschen zur Schlafstätte dient. Bei solchen Besuchen wurde und wird auch jetzt noch über alles

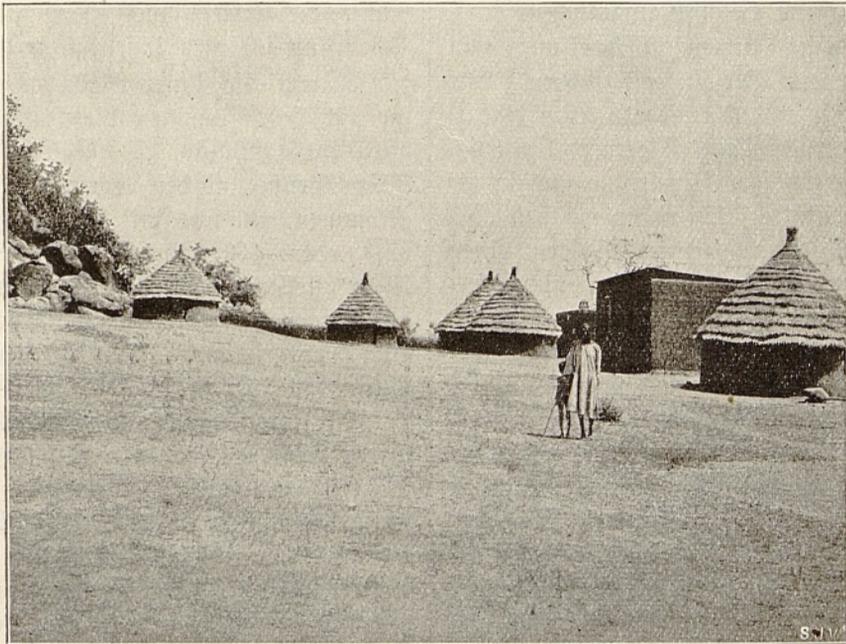
Mögliche geplaudert, vielfach aber, ja mei- stenteils sogar dreht sich das Gespräch um die Religion. Die einen aus der Schar der Besucher nehmen alles gerne und be- reitwillig an, indem sie meinen: „Ihr wißt es besser und seid gute Leute“. An- dere hingegen ergeben sich nicht so leicht- dings; sie suchen Einwände gegen unsere Lehre vorzubringen, und das mitunter solche, die wirklich auf einen ziemlichen Scharfsinn schließen lassen.

Während also Pater Mohr die Älteren um sich hat, kommen die Jüngeren zu mir. (Siehe Bild auf S. 204.) Mit freund- lichem Gruße und den Worten: „Wir sind gekommen, um uns mit dir zu unterhal- ten“, oder: „Ich bin gekommen, dich zu sehen“, stellen sie sich vor. Daß ich mit mei- nen jungen Besuchern nicht gleich von Reli- gion sprechen konnte, liegt auf der Hand, mußte doch zuerst ich i h r Schüler werden, um mir ihre Sprache anzueignen. Dafür waren nun die Knaben wegen ihrer Red- seligkeit das tauglichste Werkzeug. Sobald sie meine Absicht wußten, daß ich ihre Sprache erlernen wollte, strengten sie sich an, möglichst langsam zu reden und auch geduldig den gleichen Satz oder den glei- chen Ausdruck öfter zu wiederholen, aller- dings fast nie mit den nämlichen Worten. Oft staune ich, wie sinnig und wie erfin- derisch sie sich zeigen, um mir die Bedeu- tung eines Wortes anschaulich zu erklä- ren; um mir z. B. das Wort urnum (Stern) begreiflich zu machen, bediente sich ein Knabe folgender Erklärung: „Wenn die Sonne hinter den Bergen von Njuma untergeht, kommt einer und einer und wieder einer heraus; wenn die Leute zum Essen gehen, erscheinen mehr, und wenn sie sich zur Ruhe begeben, sowie wäh- rend der ganzen Nacht hindurch leuchten viele; krähen dann am Morgen die Hähne, so verschwindet einer und einer

und wieder einer; wenn die Leute aufstehen, sieht man nur noch wenige, und wenn die Sonne am Nadero-Berge aufgeht, verschwinden alle". — Einen sehr häufigen Gesprächsstoff bildet für meine jungen Nubaner unser Land und seine Bevölkerung. Da regnet es Fragen ohne Ende, ob wir noch unter dem gleichen

digkeit vergessen und das Blandern wird angeregter denn zuvor.

Bei diesem gegenseitigen freundschaftlichen Verkehre verfliegen rasch einige Monate. Ich hatte mir in dieser Zeit eine beträchtliche Anzahl von Worten und Redewendungen der Nuba-Sprache angeeignet, so daß ich mit dem Beginn der Regenzeit,



Station Dilling von Süden.

Himmel wohnen wie sie in Afrika, oder ob vielleicht dort, wo der Horizont die Erde berührt, oder gar außerhalb derselben; ob die Sonne die gleiche sei und wie sie beschaffen wäre usw.

Witunter kommt es vor, daß einer sagt: „Wir haben nun genug geplaudert, der Mund ist uns müde geworden“, oder: „Wir haben dich unsere Sprache gelehrt, was wirst du uns nun dafür geben?“. Erhalten sie alsdann irgendeine Kleinigkeit, besonders wenn es ein Biskuit ist, als verdienten Lohn, so ist im Nu die ganze Mü-

wo die Jungen wie auch die Alten vielfach nur selten und nur spärlich kamen, mich bereits ziemlich gut mit der Bevölkerung verständlich machen konnte.

Der Grund des Ausbleibens eines Großteiles der Nubaner gibt mir Anlaß, etwas zu sagen von der Jahreseinteilung dieses Volkes. Während man fast überall auf Gottes weiter Erde vier Jahreszeiten annimmt, hat der Nubaneger deren fünf, und er hat für eine jede einen eigenen Namen und eine eigene Beschäftigung.

Da ist vor allem der Frühling (umin), der von Ende April bis Mitte Juni dauert. In dieser Jahreszeit schauen sich unsere Neger zumeist um ein Feld um; war das alte erträgnisreich, so wird es gesäubert von all den Sträuchern und dem Graze, das seit der letzten Ernte darauf gewachsen ist. War es jedoch ein minder fruchtbarer Boden, so sucht man sich im Walde eine passende Stelle, rodet diese aus, umgibt den Platz sodann mit Dornestrüpp und legt daselbst ein Feld an. Diese Arbeit, die stets mehrere Tage in Anspruch nimmt, wird von rüstigen Burjehen oder Sklaven verrichtet. Am Tage des ersten Frühlingsvollmondes, der bei ihrer Zeiteinteilung in den April oder Mai hineinfällt, wird das Saatfest, eines der beiden großen Jahresfeste, begonnen und acht Tage lang fortgesetzt. Nach Ablauf dieser Festlichkeiten, während welcher die Aussaat stattfindet, erwarten sie mit Sehnsucht die Ankunft ihres „Vaters“, wie sie den Regen heißen. Zögert dieser mit seinem Erscheinen, so veranstalten sie Bittfeste, die darin bestehen, daß ein Reicher des Stammes einen Ochsen schlachtet und damit seinen Dorfgenossen, namentlich aber den Waisen, ein Mahl bereitet. Kommt dann schließlich der erste stärkere Regenguß, so erfüllt lautes Jubelrufen die Lüfte. Heuer fiel der erste Regen am 22. Mai, und alsbald begann ein Freudengeschrei, ein Jubel und ein Jauchzen in einer Weise, daß es einem noch lange darnach ordentlich in den Ohren geklirrte. Die Wassermenge, die solch ein Regen mit sich führt, ist meist eine geradezu ungeheure. So war der große, sonst vollständig ausgetrocknete Bach, der in unserer nächsten Nähe in einer Breite von 15 bis 20 Metern und einer Tiefe von über zwei Metern das walddreiche Tal nach Nordosten durchzieht, am Tage nach dem ersten Re-

gen vollkommen mit Wasser gefüllt, das nun rauschend dahinfloß. Das war eine Freudenzeit für die Duben, die sich jetzt im Wasser herumtummeln konnten. Überall begann es sich alsbald in der Natur zu regen, es sproßte und keimte und schon nach einigen wenigen Tagen hatte die Gegend ein prächtiges Grün angelegt.

Die zweite Jahreszeit ist der Sommer (hili), während welcher hauptsächlich das Entfernen des Unkrautes, sowie das Ausreifen der verschiedenen, im Frühjahr gesäten Getreidearten sich vollzieht. Keinen Tag darf während der Zeit des Säens mit dieser Beschäftigung ausgekehrt werden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, die Menge des aufwuchernden Unkrautes nicht mehr oder nur schwer zu bewältigen. Darum bleiben die Leute, da die Felder meist vom Orte etwas entfernt liegen, auch vielfach draußen auf ihren Grundstücken, wo sie sich in der Regel kleine Hütten errichtet haben, und fehlen lange Zeit nicht mehr in das Dorf zurück.

Ist das Getreide dann baumhoch geworden und zur Reife gelangt, so wird das zweite große Jahresfest gefeiert, das Erntefest, das wieder mehrere Tage in Anspruch nimmt. Damit hat nun der Herbst (koroli) seinen Anfang genommen; es ist eine Zeit des Erntens und Einheimens all der Früchte, die das Land seinen Bewohnern in verhältnismäßig kurzer Zeit so reichlich beschert hat. — Ist alles Getreide glücklich unter Dach und Fach gebracht, so tritt jene Jahreszeit ein, welche sie als Winter (ked) bezeichnen und in der das aufgespeicherte Korn usw. gedroschen wird. Nun beginnt die fünfte Jahreszeit (hal), die Zeit der Ruhe. Diese Ruhe ist aber durchaus nicht so zu verstehen, als würden sich nun alle dem „Dolee far niente“ überlassen, nein; denn

es gibt zu arbeiten noch genug. Namentlich für die Jugend beginnt jetzt eine Zeit, auf die sie sich meist schon lange freut, die Zeit nämlich, wo das Vieh auf die Weide getrieben wird. Abends müssen sie das Vieh zusammentreiben, genau zählen und in die Zeriba, einen rings von einem Zaune umgebenen Raum, sperren, um es

gegen Hyänen und andere Feinde zu sichern. Fehlt ein Stück von der Herde, dann besteigen diese Burschen ihre Stiere und jagen im Walde herum, bis sie das fehlende Stück gefunden haben. Hierauf kochen sie sich zum Abendessen ein Mus und legen sich ebenfalls innerhalb der Zeriba zur Ruhe nieder. (Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Kultur und Lebensweise.

Eine Studie über die Siur-Neger im Südwesten von Wau von Doctw. P. Karl Tappi F. S. C.

Schon zu verschiedenen Malen konnte ich in der Unterhaltung selbst mit Gebildeten die Frage an mich richten hören, ob es sich wirklich der Mühe lohne, um der Neger willen so viele Opfer auf sich zu nehmen, wie dies seitens unserer Missionäre der Fall ist; ob es nicht vielmehr geradezu ein Fehler sei, seine Kräfte an einem so tief stehenden Volke zu vergeuden. Ein solches Bedenken kann meiner Ansicht nach nur aus der allerdings schon uralten Anschauung entstehen, derzufolge ein jeder, der sich außerhalb unserer Kultursphäre befindet, als ein Barbar hingestellt und betrachtet wird. So waren ja schon für die Griechen alle jene Barbaren, welche nicht zu ihnen gehörten, und auch die alten Römer hatten keine andere Ansicht von den Fremden. — Unter wahrhaft echten Katholiken aber kann eine ähnliche Auffassung vom Nächsten nicht Platz greifen; denn diese wissen, daß alle Völker der Erde einen gemeinsamen Vater haben, daß alle nach dem Ebenbilde und dem Gleichnisse eines Einzigen gemacht wurden, des lieben Gottes nämlich, und daß infolgedessen auch in der Seele des verwildertsten Menschen sich, wenn auch noch so verdunkelt, das Naturgesetz finden müsse. Die Arbeit des Missionärs besteht darum nicht darin, daß er den Heiden eine neue

Religion aufspriest, sondern daß er vor allem untersucht, welche Spuren vom Naturgesetz sich trotz des krassen Aberglaubens unter ihnen noch erhalten haben, und daß er sie dann mit Hilfe derselben Gott dem Herrn wieder zuführt.

„Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Gott,“ sagt schon der hl. Augustinus von eines jeden Menschen Herzen; aus dem gleichen Grunde horcht auch der wilde Heide, wenn er einmal sein Mißtrauen abgelegt hat, vielfach gerne auf die Stimme des Missionärs; findet er dieselbe ja doch im Einklange mit jener Stimme, die ihm der Schöpfer in die Brust gelegt hat, und er wird sich infolgedessen auch mit ihr befreunden. Dieser Umstand gibt uns auch Aufschluß über die Tatsache, daß die Glaubensboten meist friedlich und mit Erfolg arbeiten können an Orten, wo die politische Gewalt nicht hindernd in den Weg tritt.

Die kleine Studie, die ich da beginne, soll den Beweis liefern dafür, daß bei den Siur wie auch bei ihren Nachbarstämmen noch soviel an guten Keimen vorhanden ist, daß diese Völker ihrerseits ein Recht darauf haben, den Kindern Gottes beigezählt zu werden, und daß es unsererseits eine Verletzung der elementarsten Pflichten der Nächstenliebe wäre, wollten wir,

statt zu sorgen, daß ihre religiöse Erziehung immer mehr vervollkommnet werde, dieselbe stets mehr und mehr der Verwilderung anheimfallen lassen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß dasjenige, was ich da von den Giur und deren Nachbarn behaupte, alle übrigen Missionäre von Zentral-Afrika, ja die Glaubensboten des ge-

anhaftenden Auszeichnung, nennen sich darum auch „die Menschen mit Vorzug“ (N-luo), wie auch die anderen oben angeführten Stämme in ihren verschiedenen Mundarten besondere Ausdrücke haben, um ihre alle anderen überragende Stellung zu kennzeichnen. Die Giur und mit ihnen ihre stammverwandten Nachbarn



Bochw. P. Mohn mit den „Älten des Stammes“ bei einer Sitzung im luftigen Ratshaufe.

samten Erdballes mehr oder weniger auch von ihren Stämmen werden bestätigen können.

I.

Der Stamm der Giur. — Ihr Familienleben. — Kindererziehung.

Der Stamm der Giur, wie er im Munde der Negerstämme heißt, oder der N-luo, wie er sich selbst nennt, gehört mit den Gallas, den Massai, den Denka und noch einigen anderen Negerstämmen zu jener Familie, der man wohl unter den zahlreichen anderen Negervölkern Afrikas allein das Prädikat „die schönste“ beilegen kann. Die Giur, überzeugt von der ihnen

bewohnen zu einem großen Teile die Bahrel-Ghazal-Provinz und stellen somit auch ein Hauptkontingent der noch zu bekehrenden Heidenwelt unserer im Vorjahre neu errichteten Präsektur.

Wie bei fast allen Völkern der Erde bildet auch bei den Giur die Familie die Grundlage der ganzen sozialen Entwicklung. Nur derjenige, welcher verheiratet ist und eine Familie hat, besitzt bei ihnen soziale Rechte. Dem Vater kommt es zu, den Aufenthaltsort der Seinigen zu bestimmen, und er kann sich darum auch den Regenten aussuchen, dessen Oberherrlichkeit er sich unterwerfen will. Während er

bei seiner erstmaligen Verheirathung in bezug auf die Wahl seines Weibes vom Vater abhängig ist, bleibt er in der Auswahl seiner übrigen Frauen, die er sich außerdem noch hält, vollkommen frei. Will ein Ciur ein Mädchen heiraten, so fragt er nicht das Mädchen, ob es damit einverstanden wäre, sondern er geht zu dessen Vater, und dieser wird dann die Bedingungen aufstellen, unter denen der Wittsteller das Mädchen erhalten könne. Dieses selbst wird aber vollständig aus dem Spiele gelassen und erfährt erst nach dem Abschluß des Handels, daß es nun Frau und Eigentum eines Ciur geworden ist. Einem solchen Heirathsvertrag gehen meistens sehr langandauernde Verhandlungen voraus, da der Heirathslustige dem Vater der Braut möglichst wenig zahlen will, letzterer dagegen vielfach mit dem Angebote und dem Kaufpreise für seine Tochter nicht zufrieden ist. Eventuelle Unterhändler, die bei dieser Angelegenheit mitverwendet werden, müssen, so verlangt es der Volksbrauch, für ihre Mithewaltung durch reichliche Biermengen entschädigt werden. Ist nun der Kontrakt endgültig geschlossen und ein Teil des ausbedingenen Geldes erlegt, so darf der Bräutigam das Heim seiner Braut betreten, ja mitunter muß er sogar zu ihr kommen, da sein künftiger Schwiegervater von ihm Mithilfe bei der Erntearbeit fordern kann. Weil die erste Verlobung meist schon in sehr frühem Alter geschieht, so vergehen vielfach noch wohl einige Jahre, bis die eigentliche Hochzeit stattfindet. Bis zu derselben bleiben beide Teile bei ihren Eltern. Haben sie aber einmal das reifere Alter erlangt, so steht es dem Manne frei, seine sich erkaufte Frau in seine eigene Hütte zu führen, auch wenn er den Kaufpreis noch nicht in seiner Gänze sollte erlegt haben. Wäre der Preis für die Braut erlegt, die

Ehe aber käme nicht zustande, so müßte derselbe dem Bräutigam vollständig wieder zurückgegeben werden. Jede Hochzeit steht bei den Ciur in Ansehen, da durch sie ja die Nachkommenschaft des Stammes vermehrt und damit auch dessen Machtstellung gehoben wird.

Wenn nun auch die Sitten und Gewohnheiten der A-luo dem Vater, als dem Oberhaupte der Familie, ein großes Ansehen einräumen, so geben sie ihm jedoch damit noch ganz und gar nicht eine unumschränkte Gewalt über seine Frau. Wenn dieselbe auch nicht das Recht hatte, sich nach eigenem Belieben einen Mann zu erküren, so besitzt sie doch jenes, zu verlangen, daß dieser für sie Fürsorge treffe durch Erwerbung einer angemessenen Behausung und eines genügend großen Grundstückes und daß er ihr ab und zu auch ein kleines Geschenk nach Landesitte zukommen lasse. Namentlich in den ersten Monaten nach der Verheirathung muß der Mann seine Frau gut behandeln, ihr nach Wunsch die Besuche bei der Mutter gestatten und sie dort belassen, soweit es die Verhältnisse nur gestatten. Im anderen Falle könnte es ihm passieren, daß seine Frau die erste beste Gelegenheit ergreift und eines schönen Tages verschwindet auf Nimmerwiedersehen und sich vielleicht gar selbst einen Mann nach ihrem Geschmack sucht. Der im Stiche gelassene Mann hätte dann die Unannehmlichkeit, sich entweder mit ihren Eltern oder ihrem neuen Gemahl abzufinden über ihre Rückkehr oder über die Zurückerstattung des für sie erlegten Kaufpreises.

Im allgemeinen bringen die Ciurfrauen dem erheiratheten Hauswesen reges Interesse entgegen, und nicht selten finden sich unter ihnen wirklich tüchtige Hausmütter. Ihre Stellung bringt es mit sich, daß ihr die Besorgung des gesamten Haushaltes

obliegt. Sie muß sodann dem Manne auch helfen bei der Saat und bei der Ernte, dagegen ist sie frei, wo es sich um schwerere Arbeiten handelt, wie beim Ausroden von bewaldetem Boden oder beim Pflügen; derartige Verrichtungen wie auch alle Erwerbszweige, die sich mit der Bearbeitung des Eisens abgeben, ferner überhaupt jedes Handwerk im allgemeinen liegen ausschließlich den Männern ob. Ganz besonderes Vorrecht der Frau dagegen ist bei den Giur die Besorgung der Küche, und hierin geht der Mann bei diesem Stamme so weit, daß er lieber Hunger leidet, als daß er sich selbst sein Mahl herrichten würde; also Kornreiben, die Speisen zubereiten, Wasser herbeischleppen, das Bier brauen, dazu noch die Mühe der Kindererziehung, das alles gehört in den Pflichtenkreis der Giurfrau. Was aber die Arbeit einer Frau noch bedeutend vermehrt, ist die große Gastfreundschaft, die unter den Giur herrscht und für deren Besorgung wiederum ganz allein die Frau aufkommen muß.

Wie eben angedeutet, bildet die Erziehung der Kinder mit einem Hauptpunkt unter den Obliegenheiten des schwachen Geschlechtes bei unseren Negern; doch geht später, sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, ein Teil der Erziehungsjorgen auch auf den Vater über, indem nämlich die Knaben von dem betreffenden Zeitpunkte an vollständig dem Einflusse der Mutter entzogen und dafür ganz und gar dem Vater überlassen werden; die Mädchen dagegen verbleiben unter der Obhut der Mutter bis zum Tage ihrer Verheiratung und helfen ihr bis dahin mit in der Besorgung des Hauswesens.

Über die Kinder darf der Vater unumschränkte Gewalt ausüben; zwar könnte er dieselben nicht als Sklaven verkaufen,

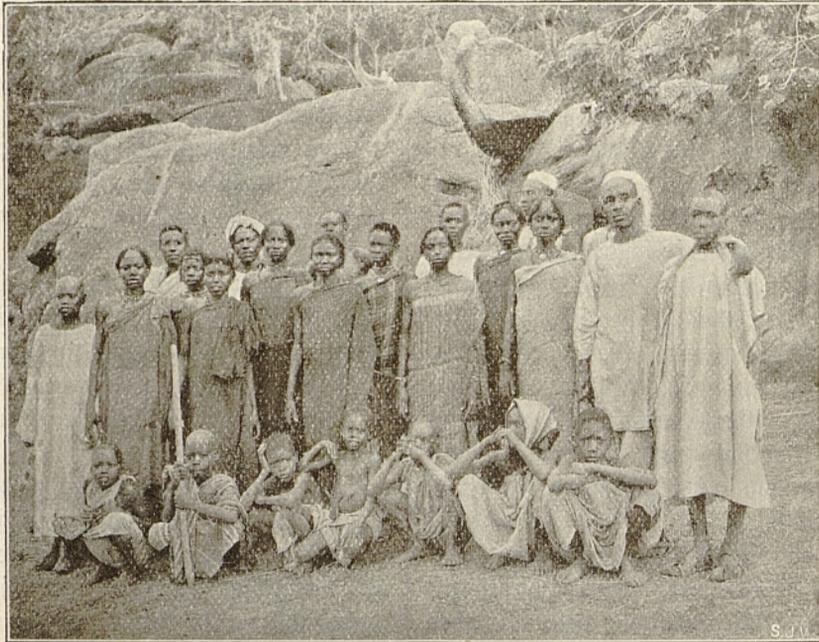
ohne sich bei seinen Stammesgenossen verhaszt zu machen, aber niemand dürfte ihm auch nur ein Haar krümmen, wenn er es gleichwohl täte. Im allgemeinen herrscht jedoch in den einzelnen Familien Eintracht und Friede und jedes ihrer Glieder erfreut sich großer Freiheit; ja die gegenseitige Liebe geht nicht selten so weit, daß die ganze Familie ganz gerne nüchtern bleibt und geduldig wartet, bis die Mutter und die erwachsenen Töchter, die beim Tanze weilen, zurückkehren und den Tisch herrichten.

Eine besonders wichtige Aufgabe für den Vater bildet die Versorgung seiner Söhne für die Zukunft. Darum ist er eifrigst bestrebt, dieselben schon möglichst frühzeitig zu verheiraten und ihnen auf diese Weise ein Heim zu sichern für spätere Jahre. Die Auslagen, die ihm dadurch entstehen, bestreitet er mit dem Gelde, das ihm wieder von anderen für seine eigenen Töchter bezahlt wurde.

Wie es im Kleinen Kreise der Giurfamilie ziemlich friedlich zugeht, so ist auch das ganze Dorfleben ein recht gemüthliches und harmloses. Gibt es gegenseitig etwas auszumachen, so kann man ganz gewiß sicher sein, daß darüber zahllose Beratungen gepflogen werden, deren Resultat aber immer wieder das gleiche ist, nämlich die Vertagung, der Aufschub einer Entscheidung auf morgen. Die Giur sind ganz unglaubliche Redner — namentlich, wenn das Bier stets wieder in neuer Auflage erscheint; niemand unterbricht da den Redenden, aber man hält mit zäher Ausdauer an seiner einmal gefaßten Meinung fest, bis sich endlich vielleicht erst nach vielen Tagen Gelegenheit bietet, seine Ansicht vorzubringen, wenn auch schließlich ganz das gleiche schon längst ein anderer aufgetischt hatte. Auch sind etwaige Meinungsverschiedenheiten nicht imstande, ihre Ge-

müter zu erregen, sie zu reizen oder wild zu machen, wenigstens nicht, solange sie nüchtern sind. Ist aber vom vielen Biergenuß ihr Geist bereits etwas umnachtet, dann sind die Gjur zumeist sehr reizbar, und es braucht nur einen ganz kleinen Funken, um eine bedeutende Entladung herbeizuführen, wobei sie dann jegliche

die elterliche Wohnung verlassen, und zwar vollständig unbekleidet, nur mit einem Stöcke und einer Kopfbedeckung von Blättern ausgestattet, und müssen in diesem Aufzuge in den Wäldern ein herum-schweifendes oder, besser gesagt, ein Räuberleben führen. Ungefähr zehn Tage dauert diese Lebensweise, wobei sie vor al-



Dillings hoffnungsvolle Zukunft. (Die auf dem Boden kauernnden Buben als Vertreter m'einer Zuhöreridtaft.)

Rücksichtnahme auf Alter, Rang usw. vollständig außeracht lassen.

Was nun die eigentliche Erziehung der Kinder angeht, so hat dieselbe manches an sich, was an die Spartaner erinnert. Schon im zarten Kindesalter werden den Knaben nach altem Herkommen die vier unteren Schneidezähne herausgerissen, eine Operation, der sich diese Knirpse mit größter Gleichgültigkeit unterziehen. Sind sie zirka 16 Jahre alt, so müssen sie sich einer weiteren, ganz eigenartigen Prüfung unterwerfen: in kleinen Gruppen müssen sie

lem darauf achten müssen, daß sie niemand erwischt; greift sie jemand auf, so hat er das Recht, sie zu züchtigen; doch brauchen sie die ihnen zugedachten Liebe nicht in Empfang zu nehmen, sondern können sie dem Betreffenden selbst verabreichen, wenn sie genug Mut und Schneid dazu haben: tatsächlich passiert es auch zuweilen, daß ein Erwachsener gemüthlich irgendwo hinter einem Baume hockt, um die Burschen aufzugreifen, und statt dessen fallen diese vorsichtig über ihn her und tun seinem Rücken die ihnen zugedachte Ehre an. Da

sich die betreffenden Knaben nicht den Hütten nähern dürfen, müssen sie sich während der ganzen Zeit von den Früchten des Waldes ernähren. Sind die Tage der Prüfung vorüber, so begeben sie sich meist zu einem älteren Krieger aus dem Stamm der Denka, um sich von diesem die Zeichen ihres neuen Standes, den sie hiemit ansetzen, des Kriegers nämlich, auf die Stirn eingraben zu lassen. Ist der junge A-luo einmal mit diesem Zeichen geziert und so unter die Krieger aufgenommen, so ist er damit volljährig erklärt und kann hingehen, wohin es ihm gefällt, ohne auch nur im geringsten jemandem Rede und Antwort zu schulden. Sein Fernbleiben vom Elternhause kann Monate dauern, niemand wird ihn darob zur Rechenschaft ziehen; er teilt seine Zeit in die Vergnügungen des Waldlebens oder der Festlichkeiten, beschäftigt sich gelegentlich auch mit Feldarbeit oder er überläßt sich den Jagdfreuden; das alles aber geschieht mehr auf eigene Kosten und auf jene seiner Freunde denn auf Kosten seiner Familie. Hat ja so ein junger Gaur Freunde in reichlicher Anzahl, weil diese jungen Bur-

schen vielfach schon frühzeitig ein gemeinsames Leben führen und miteinander aufwachsen. Selbst zur Nachtzeit sind die Buben nicht bei den Eltern, sondern schlafen gemeinsam, getrennt von den Eltern.

Gesang und Tanz sind das Hauptvergnügen der Gaurjugend und auch im späteren Alter noch nehmen dieselben den ersten Rang bei allen Festlichkeiten ein; ja die Musik ist fast, möchte ich sagen, der Spiegel ihres ganzen Denkens und Empfindens. Freude und Schmerz, Bitte und Dank, Zorn und Rache, Wiß, Spott, Lob, alles findet bei ihnen in der Musik seinen Ausdruck. Bald ist es ein einfaches pathetisches Rezitieren des Textes, bald ein herzerbrechendes Wehklagen, bald ein wildes und furchtbares Heulen. Gilt es eine Kriegserklärung, so ist das für sie eine Gelegenheit zu einem festlichen Tanze, bei dem sich mit dem Lobpreis auf die Tapferkeit der eigenen Krieger herbeiziehendste Spott und Hohn, sowie die Musbrüche des wildesten Hasses gegen den Feind verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nach erzählt von Robert Tonolli.

(19. Fortsetzung.)

Bald nach Sonnenuntergang fand die Beerdigung Gabriels statt. Man hatte die Leiche in eine Strohmatten eingewickelt und so wurde sie beigeseht. Außer der trauernden Familie des Dahingeshiedenen folgten dem Zuge noch viele Neugierige. Das Grab befand sich auf dem Kalbarienhügel zu Füßen jenes Kreuzes, wo Gabriel so viele Stunden verbracht hatte im Anhö-

ren der Glaubenswahrheiten und in Gesprächen über jene Glorie, deren er nun bereits teilhaftig war. Die Bestattungszereemonie wurde mit jener Pracht vorgenommen, wie es eben Mittel und Umstände erlaubten.

Am folgenden Tage erschien endlich Hector, der treue Hund, nach längerem Verschollensein wieder. Er war schrecklich zuge-

richtet und man konnte an ihm ganz unzweifelhafte Anzeichen der Hundswut beobachten, so daß sich Friedrich, wenngleich mit schwerem Herzen, dazu entschloß, ihn aus dem Leben zu schaffen. Allein das arme Tier hatte, als ob es geahnt hätte, was ihm zustoßen sollte, neuerdings schon das Thal wieder verlassen und ließ sich einige Tage nicht mehr blicken; da hörte man eines Tages im nahen Walde lautes Bellen und vernahm zugleich auch die kräftige Stimme des Petrus, der die Missionäre zu Hilfe rief. Man eilte hinzu und sah nun, wie sich der wütende Hektor derart in einem Fuße Kefeles festgebissen hatte, daß er trotz des Rufens der Herbeigeeilten und trotz der Schläge, die man ihm gab, sich nicht mehr losmachen konnte. Ein Neger der Mission stürzte sich schließlich auf ihn und machte ihm mit einem Dolchstich ein Ende. Der Zauberer blutete aus mehreren Wunden; er stieß einen wilden Schrei aus und floh zu seiner geheimnisvollen Höhle.

Der 17. Feber war für die Mission ein Freudentag. Hundertacht Katechumenen empfangen an diesem Tage die heilige Taufe, wobei unser Friedrich bei allen Patenstelle vertrat. Diese Stunden gehörten mit zu den freudenvollsten seines Lebens und sie entlohnten ihn, wie er mir später selbst schrieb, reichlich für alle Strapazen, die er zur größeren Ehre Gottes bisher durchgemacht hatte.

Die Kapelle war inzwischen wieder neu aufgebaut worden, zwar einfach, aber doch des hohen Gastes, der in ihr wohnte, nicht ganz unwürdig. Das Innere war mit Lianen und anderen tropischen Pflanzen geschmackvoll ausgeschmückt, und lieblicher Wohlgeruch, den die mannigfachen Blüten ausströmten, erfüllte den Raum.

Das Fest, welches anlässlich der Taufe gefeiert wurde, dauerte fast eine Woche;

es verging beinahe kein Tag, an dem man nicht einen Zuwachs für das Reich Christi hätte zu verzeichnen gehabt. Mit großer Freude erfüllte all dies das Herz unseres Friedrich. Mittheilung gingen auf dem Kalvarienhügel, auf dem man eine größere Kapelle zu errichten beschlossen hatte, die Arbeiten rüstig voran, und als um die Mitte des Monats April der Obere, von zwei Negern begleitet, nach Porto Novo zurückkehrte, war der Bau bereits vollendet. Eine prächtige, vom Papst gesegnete Statue der Unbefleckten nahm Besitz vom zierlichen Kirchlein und zog bald von nah und fern Scharen von Negern herbei, welche sich an dieser schönen Statue nicht sattsehen konnten.

Eben sollte zum erstenmal der schöne Maimonat feierlich begangen werden, als sich in der Stadt und deren Umgebung eine erschreckende und unerwartete Nachricht verbreitete, die überall Furcht und Bestürzung hervorrief.

31. Kapitel.

Es war die Cholera ausgebrochen. Ebamé war eine Stätte des Jammers und Glends geworden. Das St. Josefstal ward unvermutet rasch zum Zufluchtsort nicht nur der Christen, sondern auch zahlreicher Anderer, welche weinend die Weiszen baten, sie möchten doch diese Geißel Gottes entfernen oder ihnen wenigstens Schutzmittel dagegen geben. Scharenweise zogen diese Unglücklichen zum Altar der Gottesmutter und sprachen:

„Herrlich der Weiszen, habe Erbarmen mit uns!“ Die Christen aber riefen: „Heiligste Mutter der Neger, bitte für deine Kinder!“. Es spielten sich Szenen ab, die das härteste Herz zu rühren imstande waren.

Die Missionäre boten alles auf, um den Unglücklichen zu helfen und besonders um

jenen die Augen der Seele für den wahren Glauben zu öffnen, bei welchen man vollständig sicher war, daß sie die des Leibes schon nach wenigen Stunden für immer im Tode schließen würden.

Die Ernte war überaus groß.

Goffelo, der König, ließ in Eile die Weizen zu sich entbieten und beschwor sie, ihren Gott anzurufen, damit er der schrecklichen Seuche ein Ende mache. Die Missionäre taten, was sie konnten, und wendeten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, um wenigstens das weitere Umsichgreifen der Krankheit zu verhindern.

Sie ließen den allergrößten Schmutz aus der Stadt entfernen, eine Reihe von Hütten, in denen die Krankheit ausgebrochen war, niederbrennen und rieten dem Herrscher, auch die königlichen Gemächer recht rein zu halten; gleichzeitig drangen sie in ihn, den Zauberern ihre unsinnigen und verabscheuungswürdigen Ceremonien zu verbieten, die sie bei Gelegenheit öffentlicher Unglücksfälle gewöhnlich vorzunehmen pflegten.

„Und versprecht ihr mir,“ fragte der König, „daß wir durch Ausföhrung eurer Ratschläge dem Tode entgehen?“ Die Missionäre wiesen nun darauf hin, daß die Cholera wie alle anderen Plagen eine gerechte Strafe des Schöpfers für ihre Sünden sei, daß das einzige Mittel, um den Arm des erzürnten Gottes zu entwasfnen, in einer aufrichtigen Rückkehr zu ihm bestehe, daß man aber namentlich in der gegenwärtigen Bedrängnis auch selbst gewisse Vorkehrungen treffen müsse, die geeignet wären, dem Übel bestimmte Grenzen zu ziehen, um so die Seuche zu unterdrücken.

Allein derartige Vorkehrungen waren bereits unnütz; denn die ganze Ortschaft samt ihrer Umgebung war schon angesteckt. Die armen Leute flohen bestürzt in die

Wälder, wo sie nicht selten von der schrecklichen Krankheit erfaßt wurden und dann, weil jeglicher Hilfe beraubt, ein klägliches und leidenvolles Ende fanden.

In diesen Tagen des allgemeinen Jamers und Elends hatten unsere Missionäre hinreichend Gelegenheit, um ihre heroische, aufopfernde Liebe zu den armen Negern zu bekunden; schien doch gerade bei ihnen der von der Vorsehung bezeichneter Ort zu sein, wo alle von der Seuche Erfaßten Aufnahme finden sollten. Darum flüchtete auch ein jeder, welcher nicht durch zu große Entfernung oder aber durch die Heftigkeit der Krankheit daran gehindert wurde, dorthin, um Arzneien oder sonstige Hilfe zu erlangen. Wenn auch die den Missionären zu Gebote stehenden Mittel sehr kärglich waren, so gelang es ihnen doch, viele zu heilen, was natürlich das Vertrauen, das jeder auf die Heilmittel der Weizen setzte, ins Ungeheuere steigerte.

Die Neophyten hatten inzwischen unter der Leitung der Missionäre auch eine Ambulanz gebildet, standen den Cholerafranken bei und brachten sie von überall her in das St. Josefstal, das so den Anblick eines Feldlazarett's darbot.

Friedrich durchheilte von früh morgens bis spät abends die benachbarten Orte und suchte den Unglücklichen zu helfen, so gut er eben konnte. Hatte er sich in aller Frühe mit den Stärkungen unserer heiligen Religion ausgerüstet und seine kleine Apotheke mit Arzneien versehen, so trat er seinen Rundgang an, und wenn er abends zurückkehrte, fand er, daß er bisweilen fünfzehn bis zwanzig Tausen an dem betreffenden Tage den Kranken gespendet hatte, von denen entweder alle oder doch der größte Teil voll Vertrauen auf die Verdienste Christi, den sie soeben erst kennen gelernt hatten, starben.

Der Zufall wollte es, daß Friedrich eines Tages, als er an der Höhle des Zauberers Kefele vorüberkam, diesen sah, wie er sich, von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, ganz rasend vor seiner Wohnung im

danfte mit einem liebevollen Blick seinem Retter, der die Gelegenheit benützte, um mit ihm über Gott zu sprechen. Kaum aber hatte Kefele diesen heiligen Namen gehört, da schien er wie vom Teufel besessen und flüchtete schnell in seine armselige Wohnung.

Als Friedrich ein anderes Mal eben den Vater einer zahlreichen Familie taufen wollte, trat plötzlich dessen Bruder ein, und da dieser sofort erriet, warum es sich handelte, stürzte er sich wie ein Tiger auf seinen kranken Bruder und schrie:

„Wenn du dich taufen läßt, bist du des Todes!“

Der Bedrohte blickte voll Schrecken und Angst den Missionär an und suchte ihn zum Fortgehen zu bewegen.

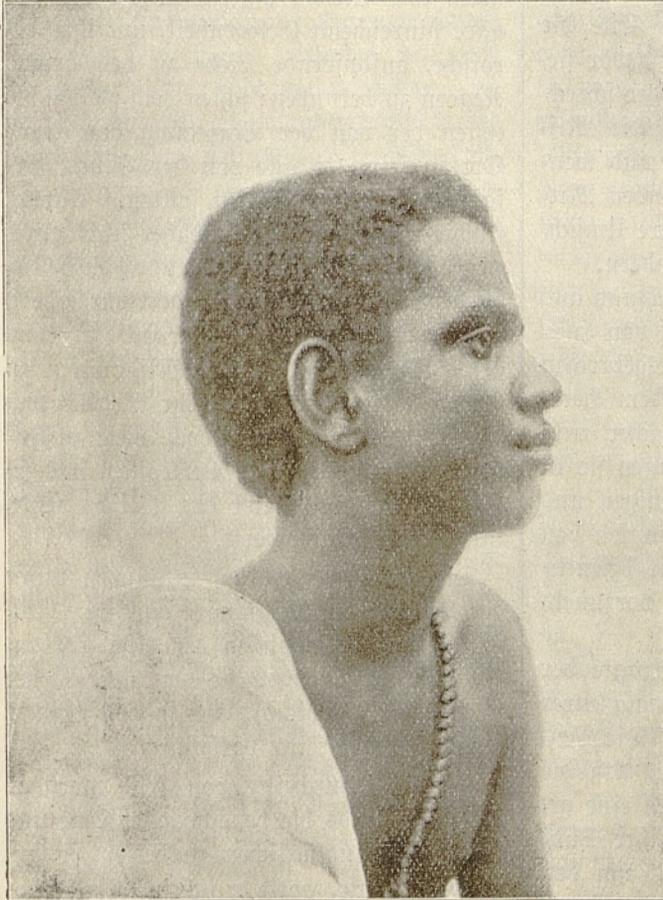
„Laß ab,“ sagte er ihm, „ich will nicht von dir getauft werden.“

Wie sehr auch der Katechist sich bemühte, es gelang ihm nicht, den hartnäckigen Aberglauben der armen Leute zu besiegen, und so mußte er trauernden Herzens die Hütte verlassen.

Als er am Abend wieder an der Hütte vorbeikam, trat er ein, um nochmals seine

Versuche zu wiederholen. Allein er fand die Hütte verlassen, nur die Leiche jenes Unglücklichen war noch darin.

Am folgenden Morgen wollte Friedrich eben wieder seinen gewöhnlichen Rundgang antreten, als unerwartet jener Mann kam, der tags vorher seinen Bruder von der Taufe abgehalten hatte. Er führte fünf



Ein Dikur- oder Aluo-Neger, d. h. Menichen mit Vorzug.

Staub wälzte. Unser Missionär machte sich Mut, näherte sich ihm, und da er sah, daß er von der Krankheit befallen war, so tauchte er ein Stück Zucker in Minzenkämpfer und reichte es dem unglücklichen Manne. Hierauf begann er, ihm die Glieder zu massieren, so daß binnen einer Stunde der Patient wieder vollständig zu sich kam und sich aufrichten konnte. Der Zauberer

Kinder mit sich, deren ältestes noch nicht acht Jahre zählte.

„Gestern,“ sprach er, „war ich schuld, daß mein Bruder, der unglückliche Vater dieser Kleinen, ins ewige Feuer ging; er starb, als du kaum die Hütte verlassen hattest. Nun aber führe ich dir meine Neffen hieher, damit du über ihr Haupt und über das meine jenes Wasser gießest, das den Himmel erschließt.“

Friedrich erwiderte ihm: „Lerne zuerst Gott kennen, dessen Schönheit und Güte zu genießen du deinem Bruder versagtest. Nur so kannst du getauft werden.“

„Wenn aber inzwischen die Krankheit mir das Leben nimmt?“

„Wo wohnst du?“

„In der Hütte neben der meines Bruders.“

„Gut; gehe hin im Frieden, versprich Gott, daß du und deine Neffen für den Fall, daß ihr die Krankheit überlebt, hieher kommen werdet, um den Katechismus zu lernen und Christen zu werden. Wenn dich jedoch in diesen Tagen die Seuche ergreifen sollte, so laß mich durch einen der Deinen rufen; bis zu meiner Ankunft erwecke alsdann Akte des Schmerzes über deine Sünden und des Verlangens, die Taufe zu empfangen.“

Der Mejer ging getrost von dannen, indem er freudig ein kleines Kruzifix küßte, das ich ihm geschenkt hatte.

Der Feind alles Guten, voll Zorn darüber, daß ihm so viele Seelen entzogen wurden, ruhte indessen nicht, sondern ließ durch einen Unbekannten das Gerücht verbreiten, die Weißen selbst seien die Urheber der Seuche, da sie dieselbe von jenseits des Meeres in einer Schachtel mitgebracht hätten. Beweis dessen sei die Tatsache, daß sie allein von der Krankheit verschont blieben.

Gott aber strafte die böswillige Anschuldigung in auffallender und überzeugender Weise Lügen.

Am Abend des 8. Mai kehrte Friedrich entkräfteter als gewöhnlich zur Mission zurück. Da er voraussah, was ihm bevorstand, verlangte er, zu beichten, worauf er sich zur Ruhe begab. Es dauerte jedoch nicht lange und man konnte mit Sicherheit erkennen, daß auch er von der Krankheit befallen worden war, die in wenigen Stunden eine solche Heftigkeit erreichte, daß gegen Mitternacht sein Ende nahe schien und man bereits daran dachte, ihm die letzte Ölung zu spenden. Allein, mochte er nun für den Himmel noch nicht reif gewesen sein oder hatte ihn Gott noch zu etwas anderem bestimmt, in 2 Tagen überwand er den Krankheitsanfall und konnte sich bald wieder mit der gleichen Hingebung und mit demselben Eifer, wie früher, dem Wohle der Leidenden widmen.

Am 12. Mai ergriff die Krankheit plötzlich die beiden Priester und die Schwester Sara. Der eine Vater fiel der Krankheit zum Opfer, während der andere und die Schwester binnen einer Woche sich wieder erholten.

Für den 19. Mai beschloß man, eine Prozession abzuhalten und die Hütten derjenigen zu segnen, welche versprochen, Christen zu werden. Erfüllt von festem Vertrauen auf die unfehlbare Kraft dieser religiösen Zeremonie schlossen sich außer den Christen auch viele Heiden dem Umzug an. Am folgenden Tage waren bereits die Todesfälle um ein Bedeutendes geringer und ihre Zahl sank von Tag zu Tag, so zwar, daß am 26. Mai die Krankheit völlig verschwunden war.

Die Hand Gottes hatte sich während dieser Leidenszeit ganz offenkundig in den gnadenvollen Früchten gezeigt, die sie hervorbrachte. Über fünfhundert Personen, Kinder und Erwachsene, hatten die heilige Taufe empfangen. /

Da mittlerweile in das Mutterhaus zu Porto Novo die Nachricht von dem Unheil

gedrungen war, das die Krankheit im St. Josefstal angerichtet hatte, langte am 9. Juni Verstärkung und Hilfe an, nämlich zwei Priester, zwei Schwestern und ein Laienbruder.

Das Missionswerk schritt nun rüstig voran. Friedrich wurde zum Leiter der Schule bestimmt, in welcher es ihm gelang, den jungen Negern binnen kurzem gar manche nützliche Kenntnisse beizubringen.

32. Kapitel.

Gegen Mitte Juli kam nach Ebamé ein Bote mit einer dringenden Order, welche Friedrich D. . . schleunig nach Porto Novo berief. Der Befehl war in lakonischer Kürze abgefaßt und duldeten keinen Aufschub. Er kam vom Obern, der jedoch, wie es schien, von jemand anderem dazu veranlaßt worden war. Friedrich nahm nun vom Grabe seines lieben Gabriel Abschied und bereitete alles zur Abreise vor.

Nummehr aber wollen wir unserem Tiroler Missionär selbst das Wort lassen: „Seitdem ich in Afrika bin, war das wohl mein allerletzter Gedanke gewesen, daß ich Europa jemals wiedersehen würde. Die mir so teure St. Josef-Mission zu verlassen, fällt mir schwer. Ich muß mich auf die Reise begeben, obwohl ein hartnäckiges Fieber mich plagt.

So verlasse ich also meine liebe Mission, begleitet von den Glückwünschen meiner Mitbrüder und den übermäßigen Lobsprüchen der mir begegnenden Neger. Meine Reisegefährten sind Petrus und drei andere Katechumenen, von denen zwei in Porto Novo bleiben sollen, um zu Katechisten herangebildet zu werden.

Nun folgt das Tagebuch meiner Reise von St. Josef nach Porto Novo.

23. Juli. Ich bin vom Fieber ganz erschöpft. Morgen hoffe ich bis Kanna zu kommen, wo wir uns einschiffen werden. Während der Stunden der ärgsten Hitze

machte ich in einem Dorfe, das zwischen Wäldern ganz versteckt liegt, etwas Rast.

24. Juli. Diesen Morgen gegen 10 Uhr kam ich beim Freund meines teuren Gabriel an. Die guten Leute empfingen mich mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude. Solo zeigte mir sieben Bilder, die er bei meinem letzten Besuch zum Geschenk erhalten hatte, und erklärte mir, daß er jeden Tag an der Tür seiner Hütte eines davon anbringe. „Siehe da,“ sagte er zuletzt, „ein einziges dieser Bilder vermag mehr als alle Fetische von Dahomey zusammen; denn zur Zeit der Cholera gab es hier auch nicht eine Hütte, in der nicht zwei oder drei Personen und bisweilen sogar die ganze Familie der Seuche zum Opfer fielen. Und hier in meinem Hause — wir waren vierzehn Personen — blieben wir alle unverehrt. Sicher hatte die Krankheit nicht den Mut, jene Schwelle zu überschreiten, wo sich das Bild des Welterlösers befand.“

Ich wäre gerne etliche Tage bei den guten Leuten geblieben; da ich mich aber körperlich wohl fühlte, beschloß ich, die Reise fortzusetzen. Als sie mein Vorhaben bemerkten, bat mich Solo um die Taufe. „Du siehst,“ sagte er, „daß ich schon alt bin, und wenn du zurückkommst, wirst du mich vielleicht nicht mehr unter den Lebenden finden.“

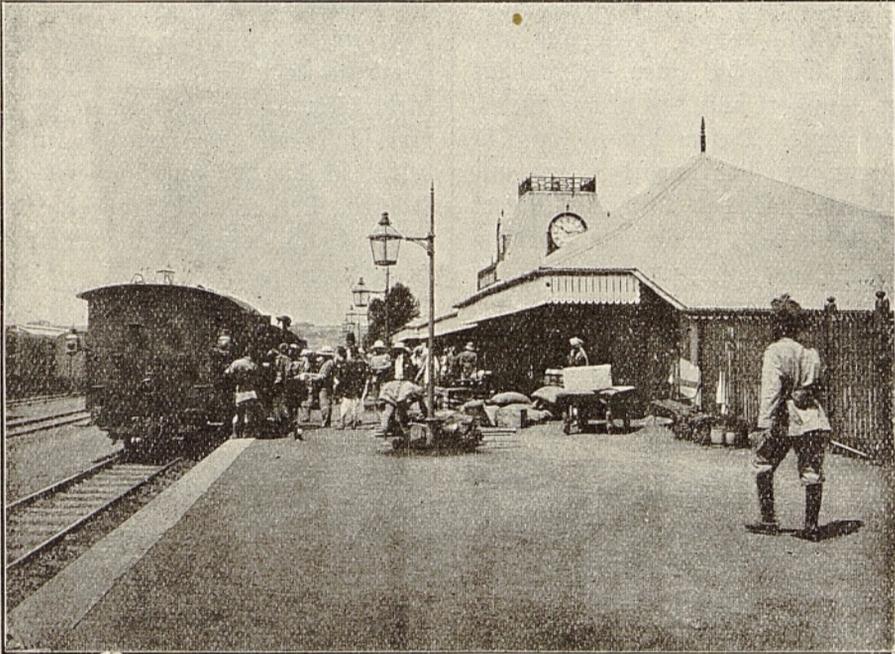
Ich dachte mir, daß es von Nutzen sein würde, wenn wir in diesem großen Orte einen Katechisten hätten, und so entschloß ich mich denn, noch einen Tag bei ihnen zu bleiben, um den guten Leuten eine Freude zu machen.

26. Juli. Diesen Morgen um 8 Uhr empfing Solo, umgeben von seiner zahlreichen Familie, die heilige Taufe. Er erhielt dabei den Namen Leo. Die allgemeine Freude, die darob herrschte, läßt sich kaum beschreiben.

Der Neophyte wollte, daß einer seiner Söhne, der achtzehn Jahre alt war, mich

bis Porto Novo begleite. Dem widersetzte ich mich anfangs, weil ich fürchtete, daß die Barke für fünf Personen nicht groß genug sein könne. Leo jedoch entgegnete: „Ich werde dir eine machen lassen, die wenigstens zehn Personen faßt. Aber ich will, daß die guten Patres in Porto Novo meinen Sohn unterrichten, damit er nach sei-

28. Juli. Die Strecke, die wir heute zurückzulegen hatten, war eine der schwierigsten. Der Fluß ist sehr reizend. Vom Mittag bis gegen 2. Uhr passierten wir eine ganz dunkle und düstere Gegend, die rings von undurchdringlichen Urwäldern umgeben ist. Ab und zu hörte man ein unheimliches Krachen; es waren Bäume, welche



Bahnhof von Nairobi. (Die Bahnstrecke, an der Nairobi liegt, verbindet durch ihren 584 Meilen langen Schienenweg den Viktoria-See mit dem Indischen Ozean.)

ner Rückkehr uns als Lehrer dienen könne. Gott hat mir seine Gnade geschenkt; es ist darum billig, daß auch ich ihm zum Dank dafür einen meiner Söhne weihe.“

27. Juli. Früh morgens bestiegen wir die Barke. Meine Reisebegleitung besteht aus fünf Personen, von denen nur eine Christ ist, die anderen sind Katechumenen. Wir brauchten den ganzen Tag, um das sumpfige Gewässer zu durchqueren. Beim Einbruch der Nacht banden wir unser Fahrzeug an einem Baume des Ufers fest und legten uns dann zur Ruhe nieder.

infolge ihres hohen Alters umstürzten.

Als wir gegen 5 Uhr einer Herde von Flußpferden zusahen, die sich in einer nahen Buchtung des Flusses tummelte, schlug unser Boot um, da es von einem dieser Ungeheuer, bevor wir uns dessen versahen, einen Stoß erhielt. Zum Glück war das Wasser an dieser Stelle nicht tiefer als drei Meter, sonst hätte es uns schlimm ergehen können. So kamen wir mit einem kühlen Bade davon, das uns bei einer Wärme von 40 Grad gar nicht schlecht bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Eine interessante Bekehrung.

Unter diesem Titel berichtet ein Missionär aus Afrika in den „Annales Apostoliques“ folgenden ihm selbst passierten Fall. Er schreibt:

Bei dem Stamme, unter dem ich gegenwärtig arbeite, tragen viele aus dem männlichen Geschlechte einen Namen, der in ihrer Mundart auch das höchste Wesen, Gott, bezeichnet. Diesem Namen fügen sie dann, wenn sie älter geworden sind und Söhne haben, noch das Prädikat „Vater“ bei, um damit das gleiche zum Ausdruck zu bringen, was unser „senior“ und „junior“ bezweckt. Darum kann man bei diesem Stamme des öfteren einen Gott Vater, sowie auch Gott Söhne antreffen, was aber, da ihnen der Sinn, den diese Ausdrücke bei uns haben, abgeht, für sie ganz und gar nichts Besonderes hat. Einmal aber sollte dieser Name doch Anlaß zu einer etwas längeren Auseinandersetzung bilden. Es handelte sich nämlich um die Bekehrung eines „Gott Vaters“, zu dessen Taufe mich Gott der Herr als Werkzeug ausersehen hatte.

Dieser „Gott Vater“, um den es sich in unserem Falle handelt, war in seiner Jugend ein berüchtigter Sklavenräuber gewesen; zahlreiche Sklavenmorde hatte er auf dem Gewissen, ja in seiner Grausamkeit hatte er manches seiner Opfer sogar verspeist. Doch da kam das Verbot der Regierung, das jeden weiteren Menschenhandel aufs strengste untersagte, und diesem Befehle mußte sich auch unser „Gott Vater“ gutwillig fügen, mochte er wollen oder nicht. Er kaufte sich eine Pflanzung und genoß nun hier die Ersparnisse seines ehemaligen einträglichen Geschäftes. So verstrichen einige Jahre; da befiel ihn ein hef-

tiger Lungenkatarrh, der den ohnehin schon alten und durch die Strapazen früherer Jahre mitgenommenen Körper binnen wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte. Wirklich kommt eines Tages einer unserer Christen atemlos herbeigeführt mit der Meldung: „Gott Vater“ stirbt! Komme geschwind!“ Ich machte mich sofort auf und schon nach kurzer Zeit betrat ich die Wohnung unseres Schwerkranken. Der erste Blick auf ihn belehrte mich alsbald, daß da nicht mehr viel Zeit zu verlieren war.

„Ich komme,“ begann ich daher alsbald, „um dir die frohe Botschaft vom lieben Gott zu bringen.“

„Ja, sprich nur und mach mich wieder gesund!“

„Der liebe Gott wird das gewiß tun, wenn es sein heiliger Wille so ist. Aber vernimm zuerst, was er dir zu sagen hat. Vor allem anderen, glaubst du an den lieben Gott? Weißt du, daß er es ist, der die Felsen, die Wälder, die Vögel, die Fische, die Menschen und alles andere erschaffen hat?“

„Ja, ich glaube an ihn, aber ich habe ihn noch nie gesehen. Wir haben schon viel von ihm gehört, haben ihn aber niemals zu Gesicht bekommen. Wenn ich sterbe, werde ich wohl zu ihm kommen.“

„Weißt du aber auch, daß es nur einen einzigen Gott gibt und daß du nur diesen allein anbeten darfst?“

„Ja, das glaube und bekenne ich: Ich bete nur diesen einen Gott an.“

„Nun aber,“ so fuhr ich fort, „passe auf: Obwohl es nur einen Gott gibt, so gibt es in ihm doch drei Personen: Gott Vater . . .“

„O diesen, diesen kenne ich gut: Gott Vater, der bin ja ich selber!“

Diese Bemerkung war köstlich; nach einiger Erklärung aber gab er schließlich zu, daß jener Gott Vater, von dem ich rede, denn doch ein anderer sein müsse als er. Ich konnte nun in meinem Unterrichte weiter gehen.

„In Gott gibt es also drei Personen: Gott Vater, Gott Sohn . . .“

„Aber nein,“ fällt er mir jetzt in die Rede. „Das ist ja nicht richtig; ich habe ja gar keine Kinder gehabt; einen Gott Sohn gibt es nicht, glaube mir es!“

Nun stellt auch meine Unruhe vor; der Kranke, der sichtlich schwächer wurde, während große Schweißtropfen seine Stirne bedeckten, schwebte in größter Gefahr, zu sterben, noch bevor ich ihm auch nur irgendwie in den Grundwahrheiten hätte unterrichten können. Auch ich schwigte darum nicht wenig. Endlich aber gelang es mir doch unter Zuhilfenahme aller möglichen Erklärungen ihn dahin zu bringen, daß er diese Glaubenslehre von den drei göttlichen Personen erfaßte und bekannte. Da die Zeit schon sehr drängte, gab ich ihm schließlich die Taufe, nachdem ich ihm noch kurz einige andere wesentliche Glaubenswahrheiten beigebracht hatte, die er alle anstandslos annahm und in Form von Gebeten, die ich ihm vorsagte, bekannte. Unter anderen kurzen Gebeten sprach ich

ihm auch folgendes vor: „Ich glaube an Gott Vater, aber nicht an jenen, der ich bin, sondern an jenen, der im Himmel ist, und diesen bete ich an. Ich bete dann an Gott Sohn, aber wieder nicht meinen, weil ich nie einen solchen gehabt habe, sondern jenen, der am Kreuze gestorben ist, und ich bete drittens an Gott Heiligen Geist“.

Bevor er verschied, sagte er noch zu mir: „Du, Gesandter Gottes, ich habe getötet, ich habe Sklaven geraubt, ich habe deren auch gegessen, ich habe mir auch große Reichtümer verschafft . . ., aber jetzt habe ich eigentlich gar nichts davon!“

„Habe keine Furcht vor dem Tode,“ ermahnte ich ihn, „bald wirst du beim lieben Gott im Himmel sein!“

„Aber meinst du nicht, daß er zornig werden wird, wenn ich zu ihm komme?“

„Nein, gewiß nicht,“ beruhigte ich ihn, „er wird dich liebevoll aufnehmen; denn deine Sünden wurden dir alle samt und sonders verziehen, alles wurde durch die heilige Taufe getilgt.“

„O, wie will ich dann zufrieden sein im Hause des großen Gottes! Ich will gerne die Last auf mich nehmen, ihm jeden Morgen das Haus auszufahren wie der letzte seiner Sklaven!“ . . .

Es dauerte nun nicht mehr lange und unser Neugetaufter weilte nicht mehr unter den Lebenden. „Gott Vater“ war gestorben!

Verchiedenes.

Fischfang in der Sahara.

Fischfang in der Sahara! Das klingt wie ein Scherz. Und doch wird es wohl jetzt nicht lange mehr dauern, bis die Sahara ein Dorado für Angelfischartler ist. Natürlich nicht die Sahara schlechthin, sondern eine ihrer schönsten Oasen, die Oase von

Tugurt, die jetzt durch eine soeben eröffnete Verbindungsabahn mit der berühmten Oase von Biskra dem Verkehr eröffnet worden ist. Die Oase von Tugurt ist seit alter Zeit wegen ihres außerordentlichen Fischreichtums berühmt. Der Fischfang gilt besonders dem interessantesten Vertre-

ter der Wüstenfische, dem „Chromis“, den Beinamen „Familienwater“ führt und zu einer Karpfenart gehört, die man speziell in Afrika und dem See von Liberias antrifft. Seinen Beinamen verdankt der Chromiskarpfen der Sorge, mit der sich das Männchen der jungen Brut annimmt. Sobald das Weibchen seine 200 Eier gelegt hat, nähert sich das Männchen der Laichstelle und beginnt in aller Gemütsruhe, die Eier aufzufressen. Aber das ist nicht etwa ein Akt des Kanibalismus, sondern der Ausfluß intensivster Vaterliebe. Denn weit entfernt, die Eier hinunterzuschlucken, birgt es sie vielmehr im Maule, um ihnen hier eine warme Brutstätte zu schaffen. Und es läßt die Brut erst aus dem Maule, wenn die den Eiern entschlüpften Jungen ein Körpermaß von 10 Millimetern erreicht haben. Aber auch wenn die Fischchen bereits frei im Wasser schwimmen, bleiben sie der väterlichen Obhut anvertraut, und bei dem geringsten Auftauchen einer Gefahr suchen und finden sie in dem väterlichen Mund schützende Zuflucht. Wenn die Hitze die Wasserläufe austrocknet, so betätigen sie sich als Akrobaten, als Springfische, die ohne Mühe durch die Schnellkraft ihres Körpers über Sträucher und Hecken hinwegsetzen, um tieferes Wasser aufzusuchen. Diese Springfertigkeit benützen die Neger von Tugurt, um sich der schmackhaften Fische zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke legen sich drei Neger platt auf den Bauch und kriechen den Wasserlauf vorwärts, wobei allein ihre Köpfe aus dem Wasser emporragen, während ihre Hände mit einem Palmenblatt den Grundlauf absuchen. Die Chromiskarpfen suchen über das Hindernis springend hinwegzukommen und setzen dabei über die Köpfe der Neger. Aber hinter den Schwimmern halten zwei andere Neger ein breites Netz

ausgebreitet, in das die springenden Fische hineinfallen. Die neue Bahnlinie wird gewiß dazu beitragen, den schmackhaften Saharahonig dem Pariser Markt zugänglich zu machen.

Saharahonig.

Über ein köstliches Genufsmittel, einen Honig, der gewiß auch in Europa schnell Freunde finden würde, macht Raynaud in der „Natur“ einige interessante Angaben. Es ist der Saharahonig, den die Araber des südlichen Algeriens herstellen und der sich durch seine leckere Orangefarbe und durch sein feines Aroma auszeichnet. Der Saharahonig entsteht auch ohne den Fleiß der Bienen; denn aus Dattelsaft wird er hergestellt und erweist sich bei der chemischen Analyse als außerordentlich reich an Zuckerstoffen. Die Herstellung ist verhältnismäßig einfach. Die Araber sammeln weiche, frühzeitig gereifte Datteln, deren Saft viel süßer ist als jener der in Europa bekannten Muskatdatteln. Die Früchte werden auf Weidengeflechte gehäuft, die über in die Erde gegrabenen Furchen ruhen. Die Furchen sind mit Tonwänden versehen. Unter dem Drucke ihres eigenen Gewichtes pressen sich die Datteln und ihr Saft läuft in die Tonrinnen hinab. Nach einer Woche entfernt man die Datteln, die dann zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet werden. Man erhält auf diese Weise eine aus getrockneten Datteln gebildete Masse, die nicht verdirbt und mehr Zucker enthält als unsere europäischen Fruchtbonbons. Der Dattelsaft hat sich inzwischen zu Sirup entwickelt und wird nun durch Palmensaft filtriert, gekocht und dabei abgeschäumt. Das Ergebnis ist der Dattelhonig, der „Assal“, der in Krügen verwahrt wird. Sein köstliches Aroma, sein Nährwert und vor allem sein billiger Preis lassen ihn zur Einführung in Europa durchaus geeignet erscheinen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

In der Herberschen Verlagshandlung Freiburg und Wien sind erschienen:

Die Mission auf der Kanzel und im Verein. Sammlung von Predigten, Vorträgen und Skizzen über die katholischen Missionen. Unter Mitwirkung anderer Mitglieder der Gesellschaft Jesu herausgegeben von Anton Huonder S. J. Drittes (Schluß-) Bändchen. Erste bis dritte Auflage. Gr. 8^o (XIV und 212 S.) Mk. 2:80 = K 3:36; in Leinwand Mk. 3:60 = K 4:32.

Mit diesem dritten Bändchen kommt diese erste bahnbrechende Sammlung katholischer Missionspredigten zum Abschluß. Es bringt weitere ergänzende Thematika, die den einen großen Missionsgedanken in immer wieder neue Beleuchtung rücken und reiche Anregung auch für das kirchliche Leben der Heimat und Gemeinde geben. Schon die einfache Angabe des Inhaltes: Der Heiland das Vorbild des Heidenmissionärs — Die Aussätzigen im Evangelium und in der Heidenwelt — Mission und Jungfräulichkeit — Lydia, die erste heidnische Konvertitin des Völkerapostels — Der Kinderkreuzzug (Kinderbeitsverein) des 20. Jahrhunderts — Salvete Flores Martyrum (Kindermärtyrer in den Missionen) — Die Priesternot in den Missionen — Die Familie im Christentum und Heidentum — Diaspora oder Mission? — Der hl. Bonifatius und die Heidenmission und ihre Lehren für unsere Zeit — Bußsakrament und Heidentum — Mission und Sprache — Der Seeleneifer des hl. Franz Xaver, dürfte dies zeigen.

Auch diese Predigten und Vorträge stehen im Rahmen gut ausgewählter konkreter Beispiele und Schilderungen, die die Missionskirche lebendig und anschaulich vor die Heimatgemeinde hinstellen und die vielfachen Beziehungen zwischen beiden greifbar herausheben. Sie zeigen in packender Weise, welchen Segen die Sonne des Christentums in die Finsternis der Heidenwelt hineinträgt und wie ihre Wunderkraft auch heute noch dieselbe geblieben ist.

Missionspredigten. Unter Mitwirkung anderer Ordensmitglieder herausgegeben von Robert Streit O. M. I. 8^o Zweiter Teil: „Der göttliche Wille.“ (VI und 178 S.) Mk. 1:80 = K 2:16; in Leinwand Mk. 2:50 = K 3:— . Dritter (Schluß-) Teil: „Das apostolische Werk.“ (VI u. 140 S.) Mk. 1:60 = K 1:92; geb. Mk. 2:20 = K 2:64. Vor Jahresfrist erschien der erste Teil dieser Missionspredigten unter dem Titel: „Die Berufung der Heiden.“ Die beiden jetzt vorliegenden Teile bringen das Werk zum Abschluß und ermöglichen einen tieferen Einblick in den großen Plan, der ihm zugrunde gelegt ist.

Der erste Band umfaßt den Advent und den Weihnachtsfestkreis. Der Grundakkord dieser Kirchenzeit klingt wieder in dem Missionsgedanken von der „Berufung der Heiden“.

Der zweite Band verfolgt den Missionsgedanken weiter durch die Fastenzeit und durch den Ostersfestkreis. Gottesverheißung, daß alle Völker zur

Erkenntnis des einen wahren Gottes gelangen sollen, sehen wir jetzt als Gottes Wille, daß allen Völkern das Evangelium verkündet werde. Mission — Der göttliche Wille, das ist der Missionsgedanke des zweiten Bandes.

Die Apostel nun haben diesen Missionsbefehl ausgeführt, und durch alle Jahrhunderte hin erfüllt ihn die hl. Kirche. Die Mission ist das apostolische Werk. So lautet der Grundgedanke des dritten Bandes, der den Pfingstkreis des Kirchenjahres umfaßt. Unter dem Sturmeswehen des Heiligen Geistes beginnen die Apostel ihre Missionsarbeit: die Mission — ein Pfingstfest, und führen Christi Werk zur Vollendung: die Mission — eine Fortsetzung von Christi Werk. Sie vermitteln an die Völker die Einladung zum Abendmahl und üben an den Verlorenen Hirten und Fischerarbeit. Die Mission ist wahrhaft ein Apostelwerk und als solches eine Pflicht der Kirche, ein Beweis für die Wahrheit unserer Kirche und eine Aufgabe der Kirche. Durch das Missionswerk wird fort und fort Samariterdienst getan an der Heidenwelt, die nur allzusehr gleich dem unter die Räuber gefallenen Menschen, dem Aussätzigen, dem toten Jüngling. Das apostolische Werk der Weltmission findet seinen Abschluß in dem Weltgericht. Weltmission und Weltgericht lautet das Thema der letzten Missionspredigt.

So sind alle drei Teile dieser Missionspredigten auf einem einheitlichen Plane aufgebaut. Das Kirchenjahr erscheint im Lichte des Missionsgedankens, und es ergeben sich ganz neue, überraschende Gesichtspunkte für die Katechese und für die Predigt. Aus dem Sonntagsevangelium wird jedesmal die Missionsidee scharf herausgehoben und in klarer, lichtvoller Disposition wiedergegeben. Es sind wuchtige, kernige, dogmatisch tief gefasste Gedanken, in denen das Missionswerk dargestellt wird. Leere Phrasen kennt das Werk nicht. Die Sprache ist einfach, ohne Affekthascherei, der christlichen Kanzel würdig.

Licht und Schatten. Beispiele aus der Heidenmission für Kanzel, Schule und Haus. Zusammengestellt von Josef Spieler, Priester aus der Missionsgesellschaft der Pallottiner. Mit einem Geleitwort von Bischof P. Heinrich Bieler P. S. M. (Gehört zur Sammlung „Missionsbibliothek“.) Gr. 8^o (XII und 228 S.) Mk. 3:— = K 3:60; in Leinwand Mk. 3:80 = K 4:56.

Dieses Werk, das der „Missions-Bibliothek“ eingereiht ist, dürfte eine Lücke in der erfreulich anwachsenden Missionsliteratur ausfüllen.

Als erste größere Beispielsammlung von katholischer Seite bietet es den interessierten Kreisen reichliches, nach neuen Gesichtspunkten geordnetes und quellenmäßig dargestelltes Material.

Nicht nur Lehrer und Lehrerinnen — die sich ja immer mehr von der Missionsbewegung erfassen lassen — werden darum gerne nach dem Buche

greifen, um die mächtige Sprache des Beispiels auf die empfänglichen Kinderherzen wirken zu lassen, auch Prediger, Redner und Katecheten finden bei der Lektüre mannigfaltige Anregung und fruchtbare Gedanken. Das ausführliche Sachregister erschließt den reichen Inhalt für den praktischen Gebrauch.

Da aber die einzelnen Beispiele mit entsprechenden allgemeinen und besonderen Erläuterungen versehen sind, dürfte das Ganze nicht wenig geeignet sein, ein echtes Volks- und Erbauungsbuch zu werden.

Das wertvolle Buch wird als wirklich praktisches Hilfsmittel von den Freunden der Missionsache mit Freuden begrüßt werden.

Religionsunterricht und Heidenmission. Von P. Dborich Heinz O. Cap. 80 (X und 48 S.) 70 Pfennig = 84 Heller.

Ein kurzer aber wirksamer Aufruf zur Jugendmissionsbewegung. Die Weltmission ist mit ihrer erhabenen Aufgabe, dem Heldenstimm ihrer Träger eine vorzügliche Schule eines wahren Idealismus und muß so dem Unterrichts und der Erziehung Kostbares zu bieten vermögen. Ebensowohl beruhen aber auch ihre Hoffnungen auf einer mit Missionsverständnis und -eifer erfüllten Jugend, die nur auf diesem Wege die Reihen opferfreudiger Missionsarbeiter und -helfer verstärken wird.

Wir haben hier ein sehr willkommenes Handbüchlein der Jugendmissionsbewegung, das die Beachtung weitester pädagogischer Kreise verdient.

Messbüchlein für fromme Kinder. Von G. Mey. Mit Bildern von L. Glögle. Einunddreißigste, verbesserte Auflage. Herausgegeben von einem Priester der Erzdiözese Freiburg. In Schwarz- und Rotdruck, mit farbigem Titelbild. 240. (IV und 156 S.) Geb. 45 Pfennig = 54 Heller und höher.

Das Messche Messbüchlein, das schon in so vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, von Kirchenfürsten und Katecheten empfohlen und als das beste der Kindergebetbüchlein bezeichnet worden ist, bedarf keiner Empfehlung mehr.

Der Himmelschlüssel. Katholisches Gebetbuch für den privaten und öffentlichen Gottesdienst. Von Dr. A. Pfister. Siebte Auflage. Mit 1 Titelbild. Ausgabe Nr. 8. 240 (XII und 496 S.) In Leinwand Mk. 1.70 = K 2.04. Auch in feineren Einbänden erhältlich.

Pfisters „Himmelschlüssel“ ist ein reichhaltiges, feines und praktisch eingerichtetes Gebetbuch, welches in zwei Teilen der Privatandacht und der Andacht beim öffentlichen Gottesdienste in den verschiedenen Zeiten und Festen des Kirchenjahres passenden Stoff bietet und jedem katholischen Christen in die Hand gegeben werden kann.

Im Mai d. J. erschien in der Schriftleitung des „Kärntner Tagblattes“ in Klagenfurt aus der Feder des Theologieprofessors Dr. Lambert Ehrlich eine Broschüre, betitelt: „**Dr. Aigner u. Lourdes**“, die wir nicht genug empfehlen können. Dies ausgezeichnete Werklein wird allen Gläubigen, namentlich aber den Verehrern der Unbefleckten Empfängenen hochwillkommen sein, da es die heftigen Angriffe,

die in neuester Zeit Dr. Aigner, praktischer Arzt in München, gegen die Wunder zu Lourdes erhoben hat, in glänzender Weise widerlegt und sich namentlich durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts auszeichnet.

In der **Vonifatius-Druckerei** Paderborn erschien: **Helden des Christentums.** Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in 12 Bändchen. Jedes Bändchen broschiert Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.25. Erstes Bändchen: Die Kirche der Märtyrer. 200 Seiten.

Eine für die Jugendziehung überaus wertvolle Sammlung nimmt mit dem herrlichen Bändchen „Die Kirche der Märtyrer“ ihren Anfang. Keine landläufige Legende der Heiligen wird hier geboten. Gewissenhaft nach dem Zeugnis der Geschichte werden diese Helden des Christentums gezeichnet. So wie sie wirklich waren, treten sie vor uns hin und reden zu uns mit der ganzen Kraft eines heldenmütigen Beispiels. Die edle und warme Sprache erfasst das Herz und läßt es höher schlagen vor Begeisterung für unsere Kirche, die Mutter der Heiligen. Niemand wird das Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen; allen hat es etwas zu sagen. Möge dieses auch äußerlich sehr hübsch ausgestattete erste Bändchen des nützlichen Unternehmens viele begeisterte Leser finden!

Eine Neuerscheinung auf dem Büchermarkt ist: **Zugendbrot.** Sonn- und Festtagslesungen für die reifere Jugend. Von P. Ambros Zürcher O. S. B., Pfarrer. Mit 6 Einschaltbildern von Professor M. von Feuerstein und Original-Buchschnitt von Kunstmalers W. Sommer. 496 Seiten. 80. In Original-Einband mit Farb- und Goldprägung, Farbschnitt Mk. 2.80 = K 3.40; Frs. 3.50. — Einjebeln, Waldshut, Köln a. Rhein, Straßburg i. Elß. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Ein neues Jugendbuch und sagen wir es gleich ein schönstes, bestes und billigstes. Es hat die gleiche Anlage wie der weltbekannte Goffine, es ist ein Goffine für unsere Jugend, der uns schon längst gefehlt. Der bestbekannte Jugendschriftsteller P. Ambros Zürcher O. S. B. füllt nun diese Lücke treffend aus; dieser Jugend-Goffine entspricht inhaltlich und formell so mustergültig seinem Zweck, wie es praktischer und zeitgemäßer kaum gedacht werden kann. Dem zeitgemäßen, gediegenen Inhalt des Buches entspricht auch seine herrliche Ausstattung. Dazu der schmecke Einband und der verhältnismäßig billige Preis. Wirklich ein schönstes, bestes und billigstes Jugendbuch. Möge es durch Eltern, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen, Väter usw. als praktisches Geschenkwerk bei Firmenanlässen, bei der Entlassung aus der Schule oder Christenlehre, beim Eintritt in die Lehre oder den Dienstbotenstand und beim Wegzug in die Fremde in die Hände ungezählter Jugendlicher beiden Geschlechtes kommen.

Im gleichen Verlage erschienen auch: **Benzigers Marienkalender** für das Jahr 1915; 138 Seiten. 40. 50 Pfennig = 60 Heller und **Einjeblerkalender** für das Jahr 1915; 130 Seiten. 80. 40 Pfennig = 50 Heller, die beide empfohlen werden können.